



EVA-MARIA

ADMIRAL



Mein Überlebenslauf

BRUNNEN

Eva-Maria Admiral

Mein Überlebenslauf

In den verwendeten Briefwechsell wurde sinnwährend gekürzt.
Die Originale liegen vor.

Die in diesem Buch geschilderten Ereignisse beruhen auf einer wahren Geschichte, auf eigenem Erleben. Das schließt immer auch eine subjektive Sichtweise ein. Die Personen, deren Handlungen und Äußerungen sind im Sinne einer allgemeingültigen Aussage frei gestaltet. Es gilt für die Personen der Handlung die Unschuldsvormutung.



© Brunnen Verlag Gießen 2015
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfoto: Claudia Börner, Linz/Österreich
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Pöbneck
ISBN 978-3-7655-0921-6

*Dieses Buch ist nicht für Menschen bestimmt,
die alles im Griff haben,*

*auch nicht für Menschen, die geheilt sind,
die sich in allem gehalten und getragen fühlen.*

*Dieses Buch ist auch nicht für Menschen,
die mit sich selbst im Reinen sind,
mit einem hohen Selbstwertgefühl.*

*Wenn Sie eine „glückliche Kindheit“ gehabt haben,
werden Sie dieses Buch vielleicht als seltsam und unnötig
empfinden. Dann schenken Sie es weiter.*

Dieses Buch ist für all die anderen, die übrig geblieben sind.

Inhalt

Vorwort von Judy Bailey	9
Prolog	13
Kapitel 1 „Du hattest es immer schon so eilig“	19
Kapitel 2 Ich bin eine Leistungstochter	27
Kapitel 3 Mumi – mir gefallen Menschen besser als Prinzipien	34
Kapitel 4 Not zwingt uns, Ideen zu entwickeln	41
Kapitel 5 „Frech, laut und sie lacht“	48
Kapitel 6 Und mein Leben beginnt jetzt!	52
Kapitel 7 Suchen – werden – finden	57
Kapitel 8 Die Entdeckung der Unendlichkeit	65
Kapitel 9 Ich habe meinen Namen wieder	70
Kapitel 10 <i>Burning Love</i> und ausgebrannt	74
Kapitel 11 Das Leben stellt uns Fragen	80
Kapitel 12 Entsorgtes Glück	86
Kapitel 13 Kampfplatz Bühne	93
Kapitel 14 Gott am Theater?	98
Kapitel 15 „Nicht anfassen, Herr Lagerfeld!“	102
Kapitel 16 Wozu das ganze Theater?	107
Kapitel 17 Gelassene Leistungstochter	115

Kapitel 18 Eigentlich ist alles schiefgelaufen!	121
Kapitel 19 Raupe mit Schmetterlingsflügeln	129
Kapitel 20 Nahtod mit Vorlauf	136
Kapitel 21 Nemo	150
Kapitel 22 Mutter, Vater, warum kämpft ihr so mit mir?	154
Kapitel 23 Gott den Scherbenhaufen überlassen	159
Kapitel 24 Wenn der Vorhang fällt	165
Kapitel 25 Wie wir spielen, liegt an uns	171
Kapitel 26 „Sie haben alles versucht“	177
Epilog	182
Vielen Dank	187
Aktuelle Theaterstücke von und mit Eva-Maria Admiral	188
Text- und Fotonachweis	190
Für Menschen in Not	191

Meine Eltern wollten keine Kinder mehr.
Meine Mutter wollte endlich raus.
Mein Vater brauchte nur einen Sohn. Für die große Firma.
Obwohl sich meine Mutter während ihrer Schwangerschaft fast zu
Tode hungerte,
wurde ich trotzdem geboren. Vier Monate zu früh.
Alle nachkommenden Kinder wurden abgetrieben.
Kein guter Start ins Leben.
Internat,
Missbrauch,
vier Fehlgeburten,
fünf Darmoperationen.
Mein Bruder erbt ein millionenschweres Imperium.
Ich erbe nichts.
Ein Nahtoderlebnis.
Eine fulminante Karriere, viele Preise, Erfolge am größten
deutschsprachigen Theater.
Die Presse schreibt: „A Star is born.“
Ein lieber Mann
und Gott.

KAPITEL I

„Du hattest es immer schon so eilig“

Eine schaffe ich noch. Nur noch eine! Ich hole Luft und grabe weiter mit Beinen und Armen durchs Wasser. Ich spüre, wie mein Körper langsam müde wird. *Halt durch, Eva-Maria. Du schaffst das!* Als ich kurz aus dem Wasser auftauche, um Luft zu holen, sehe ich mein Kindermädchen. Traudl steht am Rand des Schwimmbeckens unseres Hauses. Sie formt mit den Händen vor ihrem Mund einen Trichter und ruft mir etwas zu. Dann geht sie wieder aus dem Schwimmbad. Das Wasser reflektiert die Abendsonne und blendet mich. *Noch eine Bahn!*, hämmert es in meinem Kopf.

Traudl kommt zurück. Ich sehe, wie sie mich aus dem Wasser winkt. *Nicht, Traudl, nicht! Ich muss es schaffen. Dann wird alles gut.* Jetzt läuft Traudl aufgeregt zur anderen Seite des Schwimmbeckens. Sie kniet nun, will mich mit der Hand packen. Ich höre das ängstliche Zittern in ihrer Stimme. „Eva-Maria, bittschön, komm aus dem Wasser“, fleht sie. „Du musst ins Bett. Komm raus.“

Ich weiß, dass Traudl nicht ins Wasser springen wird, drehe um und lasse sie hinter mir. *Noch eine Bahn.* Dann sind die hundert Längen voll. Erschöpft steige ich aus dem Wasser und greife zum Handtuch. Traudl ist fort.

Mit nassen Füßen und tropfenden Haaren tapse ich über den langen Flur und suche sie. Ich finde mein Kindermädchen im hinteren Badezimmer. Sie sitzt heulend auf dem Fliesenboden.

„Ach, Traudl, warum weinst du denn?“, frage ich erschrocken. Es tut mir leid, dass ich sie zum Weinen gebracht habe. Dann setze ich mich neben sie auf den kalten Boden. „Wein doch nicht“, sage ich und schlinge die Arme um sie.

„Ach, es ist so schrecklich, Every. Was hast du dir denn dabei gedacht?“, will sie wissen und schnieft in ihr Taschentuch. „Warum

hast du dich so verausgabt? Du bist noch viel zu klein für solch eine Anstrengung.“

„Na, ich habe gedacht, wenn ich hundert Bahnen schwimme, dann kann ich besser schlafen“, antworte ich. Auch wenn es eine Lüge ist.

Sie schaut mich voller Mitgefühl an. „Aber du musst doch nichts beweisen“, sagt sie. „Und jetzt ab ins Bett!“

Ja, was hatte ich mir eigentlich gedacht? Damals als sechsjähriges Mädchen? Es war schlichtweg meine einfache, kindliche Logik. Ich glaubte, wenn ich hundert Längen schwimme, dann sehen mich meine Eltern mit anderen Augen. Sie werden mich bewundern. Sie werden stolz auf mich sein, so, wie auf meinen Bruder. Wenn ich solch eine Strecke schaffe, dann wird alles gut. Meine Eltern haben jedoch von meinem Kraftakt im Schwimmbad nie erfahren. Doch wenigstens konnte ich an diesem Abend einschlafen.

Als Kind hatte ich Angst vor dem Alleinsein. Und im *Kindertrakt* war ich allein. Kindertrakt, so nannten meine Eltern den Teil unseres Hauses, in dem mein Bruder und ich unsere Zimmer hatten. Der Flur bis zum Schlafzimmer meiner Eltern war lang und nachts unheimlich. Wenn alle schliefen, gruselte es mir vor jedem Geräusch. Bei jedem Knacken, jedem unbekanntem Geraschel drückte ich mich tiefer in mein Kissen. Immer mit dem Gedanken: Jetzt kommt gleich etwas Böses und niemand wird dir helfen.

Das Haus meiner Eltern in Niederösterreich war ein weitläufiges Anwesen. Ich liebte den großen Park, die alten Bäume und natürlich die Sprossenwand im Kindertrakt. Immer wieder wurde am Haus angebaut. Auf dem Grundstück gab es noch weitere Gebäude, die für Feiern oder Jagdfeste genutzt wurden. In den Zimmern unseres Hauses hingen wertvolle Ölgemälde. Dicke Teppiche dämpften jeden Schritt. Mein Vater war ein passionierter Jäger. Überall im Haus waren Geweihe an die Wände genagelt. Jedes Tier hatte er selbst erlegt, viele davon in unserem eigenen Revier.

Direkt gegenüber dem Wohnhaus lag die Firma.

Mein Vater führte sie erfolgreich, seit sein Vater sie ihm übergeben hatte. Seit acht Generationen war sie in Familienbesitz. Die Produkte werden heute in alle Welt exportiert. Vor Jahrhunderten war die Firma lediglich eine Mühle. Immer wurde sie von einem Sohn der Familie weitergeführt. Töchter zählten bei geschäftlichen Dingen nur die Hälfte. Das Erbteil aller weiblichen Vorfahren wurde in der Regel in die Firma einverleibt.

Wie wahrscheinlich für die meisten Töchter dieser Welt, war auch mein Vater für mich ein bisschen wie Gott. Der *Herr Direktor*, dem alle gehorchten, der immer wusste, wo es langging. Schon als Kind merkte ich, dass viele Menschen von ihm abhängig waren und anscheinend nie widersprachen. Er hatte das Sagen, die Welt drehte sich um ihn – und er drehte die Welt. In meinen Augen gab es nichts, was mein Vater nicht konnte oder nicht ändern konnte. Er traf die einflussreichsten Leute. Wenn wir in ein Restaurant gingen, hatte ich das Gefühl, das ganze Lokal drehte sich um ihn. Er war eigentlich klein und dick, aber in meinen Augen war das stattdessen bedeutend. Seine Maßanzüge, sein Maßschuhe, seine Hemden mit Monogramm zeugten von Stil und Einfluss.

Jeden zweiten oder dritten Samstag im Monat gab es Gesellschaftsabende in unserem Haus. Häufig luden meine Eltern auch zu Empfängen ein. Dann kamen Anwälte, Geschäftsleute, Bankdirektoren mit ihren Frauen. Sie tranken teure Weine und aßen vorzügliches Essen. Mein Bruder und ich blieben im Kindertrakt. Wenn die Gäste kamen, ordnete meine Mutter an: „Bringt die Kinder weg. Die Gäste kommen.“

Im Laufe der Zeit hatte ich ein Gespür dafür entwickelt, wann bei solchen Anlässen ein bestimmter Pegel erreicht war. Wenn das Lachen der Gäste lauter wurde, wusste ich, dass alle ziemlich angetrunken waren. Dann schlich ich manchmal im Nachthemd auf Zehenspitzen zum Salon. Ich klopfte höflich an, trat ein und bat in die Runde: „Lasst mir noch was übrig von den guten Sachen.“ Die Gäste fanden das herzallerliebste. Und am nächsten

Morgen hatte die Haushälterin tatsächlich Leckereien für uns im Kühlschrank.

Unsere Erziehung lag größtenteils in den Händen von Kinder-mädchen, Lehrern und später im Internat von Nonnen. Meine Mutter arbeitete in einem schon damals erfolgreichen Unternehmen in Wien. Ihr Vater führte dort die Geschäfte. Wenn meine Mutter abends nach Hause kam, ging sie meist gleich wieder weg zu einem Dinner oder einer gesellschaftlichen Verpflichtung. Obwohl sie selbst auch berufstätig war, erfüllte sie die klassische Frauenrolle dieser Zeit nahezu bis zur Perfektion. Eine Frau hatte hübsch auszusehen und ihrem Mann den Rücken zu stärken. So hatte es ihr auch ihre Mutter vorgelebt. Meine Mutter achtete sehr auf Stil und Eleganz. Sie liebte Kunst, Theater und guten Rotwein oder Sekt. Sie trug immer die neuste Mode. Ihre Frisur saß perfekt. Es war unmöglich, sie einfach einmal zu umarmen. „Ach, Eva-Maria, bittschön, meine Frisur!“, wehrte sie dann ab und klopfte ihre Haare fest.

Ich lernte sehr früh, dass es für den Wert eines Mädchens, einer Frau enorm wichtig war, schlank zu sein, besser noch dünn – und hübsch. Es verging kein Tag, an dem nicht dreimal täglich auf die Waage gestiegen wurde. *Eine Frau, die eine Kleidergröße über 36 trägt, muss schon sehr undiszipliniert sein*, war ein unausgesprochenes Dogma in unserer Familie. Meine Mutter trug stets Größe 34 und hielt eisern ihre 43 Kilo.

Meine Großeltern väterlicherseits lebten in der Villa gleich nebenan. Als Kinder waren mein Bruder und ich dort häufig zum Mittagessen. Meine Großmutter liebte meinen Bruder heiß und innig. Mein Großvater war ein engagierter Nazi in Niederösterreich gewesen. Die Flagge des Führers lag bis zu seinem Tod in seinem Schlafzimmer. In dieser Tradition war nur der Sohn von Bedeutung – als Stammhalter, das starke Rückgrat der Familie. Diese seit Generationen geprägte Hierarchie setzte sich auch in meiner Familie fort. Mädchen würden schließlich nicht *die Firma* weiterführen.

Mein Vater war ein Produkt von Herkunft und Tradition. Er war ein Mensch, der andere sehr auf Distanz hielt, er ließ nur wenige Menschen an sich heran. Sein Leben war die Firma. Die Firma war er. Meine Mutter nannte er *Zwerg*. Das war sein Lieblingsspitzname. Ich war bei ihm die *Minkakatzze*.

Als ich in den Kindergarten kam, wunderte ich mich sehr darüber, dass andere Kinder von ihren Eltern gebracht oder abgeholt wurden. Ich kam und ging immer allein. Ich liebte meine Eltern sehr. Doch die Wärme und Geborgenheit, die ein Kind braucht, konnten sie mir nicht geben. Zudem war ich nur ein Mädchen.

Die weitaus größere Aufmerksamkeit stand meinem Bruder zu. Zu ihm hatte ich bereits als Kind ein sehr distanziertes Verhältnis, obwohl wir nur vier Jahre auseinander waren. Wir hatten keine sonderliche Geschwisternähe. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir viel miteinander gespielt hätten. Meine Eltern förderten diesen Abstand. Ich erinnere mich an seine aufgestellten Zinnsoldaten im Flur des Kindertraktes. Er hatte einmal sehr schön seine Kompanien geordnet und die Reiterdivision postiert. Und ich stampfte wütend über die Armee und hinterließ im wahrsten Sinne des Wortes ein Schlachtfeld. Daraufhin verprügelte mich mein Bruder und band mich an der Heizung fest.

Als ich meine blauen Flecken meiner Mutter zeigte, sagte sie: „Tja, Kindchen, das hast du nun davon. Man zerstört nicht das Werk seines Bruders.“

Mein Bruder war der *hübsche Bub mit den wunderschönen Augen*, auf den meine Verwandten bei Besuchen geradezu hinsteuerten. Mit seinem schönen Gesicht bekam er einmal eine Kinderrolle in einem Werbespot. Ich kam mir neben ihm ein bisschen wie eine Vogelscheuche vor. Ich war ein kleines Mädchen mit dünnen Haaren, blassen Augen und einem leicht kränklichen Gesicht.

Als Kind schickten mich meine Eltern in eine Art Erziehungscamp des österreichischen Turnerbundes. Meine Eltern fanden es sehr vorteilhaft für mich, dort den Sommer zu verbringen. Es sei

gut für meine Erziehung. Das gehöre dazu. Das müsse man machen, sagten sie. Das Erziehungscamp lag am Turnersee, was großartig war. Denn ich liebte das Schwimmen. Wir lernten marschieren, salutieren, die Fahne zu hissen, in Reih und Glied stehen. Aber natürlich trieben wir auch viel Sport. Für mich war es wie eine Art Ferienlager an einem Badesee. Es machte Spaß, vor allem weil ich zwei Freundinnen mitnehmen durfte.

Nach der Schule und auch abends verbrachte ich die meiste Zeit alleine. Ich träumte häufig sehr schlecht. In meinen Albträumen setzten mich meine Eltern aus, sperrten mich aus, vergaßen mich irgendwo oder begruben mich. Einmal hatte ich wieder einen dieser Albträume. Ich schreckte aus den Kissen hoch und fand nicht wieder in den Schlaf. Da nahm ich all meinen Mut zusammen, lief über den dunklen, langen Flur zum Schlafzimmer meiner Eltern. Vorsichtig klopfte ich an.

Als ich ein müdes *Ja, was ist?* vernahm, weinte ich. Ich bat darum, bei meinen Eltern schlafen zu dürfen. *Wenn du bei uns schlafen willst, dann musst du vor der Tür liegen*, war die Antwort. Meine Angst, über den langen Flur wieder zurück in den Kindertrakt gehen zu müssen, war zu groß. Also legte ich mich auf die Türschwelle. Ich stellte mir einfach vor, ich sei ein Hund. Schon damals war es eine große Stärke von mir, mich in andere Welten zu denken.

Die emotionale Kühle meiner Eltern mir gegenüber und das Alleinsein führten dazu, dass ich im Laufe meiner Kindheit gewisse Strategien entwickelte. Bis ich neun Jahre alt war, stellte ich mir vor, dass neben mir immer eine Kamera mitlief. Sie filmte mein Leben. So war ich nie allein. Ich dachte mir oft auch ganze Theaterstücke aus. Meist war ich der Kommissar, der irgendeine Ungerechtigkeit aufdeckte. Manchmal spielten auch Freundinnen mit. Dann verteilte ich die Rollen und war der Regisseur. Dabei achtete ich darauf, dass ich selbst keine typischen Mädchenrollen spielte, etwa eine Prinzessin. Ich verkörperte eher starke Charaktere, starke Männer. Mein großes Vorbild war Pippi Langstrumpf aus dem

Fernsehen. Sie hatte eine herrliche Sicht auf die Dinge, einfach und ganz nach meinem Geschmack: *Ich mach mir die Welt, widewide wie sie mir gefällt.*

Als Kind findet man immer eine Begründung für das Tun der Eltern. So dachte ich auch, dass meine Eltern einfach so erfolgreich waren, deshalb hatten sie keine Zeit für mich. Deshalb schickten sie ihre Kinder auch aufs Internat. Ich glaubte auch, wenn ich doch nur besser wäre, nicht so oft krank, wenn ich mich doch nur mehr anstrengen würde, dann würden sie mich ebenso wie meinen Bruder lieben. Doch der Grund, zumindest für die Distanziertheit meiner Mutter in meiner Kindheit, war meine Existenz an sich. Das erfuhr ich erst später, als mir Verwandte von meiner Geburt erzählten.

Nach dem, was mir diese Verwandten erzählten, wollte meine Mutter nach meinem Bruder keine Kinder mehr, schon gar keine Tochter. Wichtig war ein Sohn als Nachfolger für die Firma und Stammhalter. Sie habe mehrere Abtreibungen gehabt. Als sie mit 43 Jahren mit mir schwanger wurde, habe sie sich in den folgenden Monaten fast zu Tode gehungert. Während der Schwangerschaft wog sie nur 45 Kilogramm.

Ich kam vier Monate zu früh auf die Welt. Mein Überleben war nicht sicher. Ich kam auf die Frühgeborenenstation. Fast ein Jahr lang lag ich im Krankenhaus. Ohne Berührungen von meinen Eltern. Sie besuchten mich kaum. Das sei damals so gewesen, wurde mir erzählt. Man wollte besonders vorsichtig sein, um mich vor Infektionen zu schützen.

Als ich nach Hause entlassen wurde, war ich für meine Mutter eine schlichte Überforderung. Weiterhin sollte man mich nur mit sterilen Handschuhen und Schutzmantel berühren. Ich aß sehr schlecht und bereitete ihr große Mühe. Sie verlor die Geduld. Das könne man nicht von ihr verlangen, protestierte sie.

Eine Pflegerin wurde eingestellt. Sie kam nun mehrmals täglich, um mich zu versorgen. Den Rest der Zeit lag ich in meinem Bettchen und wuchs vor mich hin.

Später, als Erwachsene, wollte ich von meiner Mutter mehr über die ersten Jahre meines Lebens wissen. Doch sie druckste jedes Mal herum und wechselte schnell das Thema. Als ich eines Tages das Babybuch meines Bruders in einem Schrank fand, versetzte es mir einen Stich. Darin hatte meine Mutter alles fein säuberlich dokumentiert. Was er ab wann gegessen hatte. Was er dann und dann Neues gelernt hatte. Jedes einzelne Zähnchen, das gewachsen war, hatte sie protokolliert. Solch ein Buch über meine ersten Jahre habe ich nie gesehen. Doch ich traute mich nicht, meine Mutter zu fragen, ob es je existierte.

Warum ich mein Leben lang einen kaputten Darm haben würde, erfuhr ich vierzig Jahre später. Ich saß mit meiner Mutter im Wohnzimmer meiner Eltern. Wir sprachen über ihre schwierige Ehe. Es war spät und ich wollte ins Bett. Meine Mutter wirkte schon leicht angetrunken und sehr redselig.

„Eva-Maria, du weißt ja gar nicht, wie schwer das mit dir war“, fing sie unvermittelt an. „Du wolltest ja nicht essen. Du hast nur 500 Gramm gewogen, als du geboren wurdest.“ Unbedingt hätte ich so früh auf die Welt kommen wollen. Ich hätte es ja immer schon sehr eilig gehabt.

Jeden Tag hätte sie mich gewogen, um zu sehen, ob ich zunähme.

„Was glaubst du, was das für ein Aufwand war? Dieses dauernde Füttern. Und dann isst du nicht genug! Ich war so wütend.“

Also beschloss meine Mutter wohl, mich so lange zu mästen, bis ich nicht mehr konnte. Sie habe ja nicht gehant, dass mein Darm dann platzen würde. Wer denkt denn gleich an so etwas.

KAPITEL 2

Ich bin eine Leistungstochter

Als mein Bruder nach der Grundschule in ein renommiertes und strenges Jungeninternat kam, hoffte ich, dass sich an meiner Situation etwas verbessern würde. Doch das Gegenteil trat ein. Mutter und Vater waren jetzt noch viel weniger daheim. Als Kind schlussfolgerte ich: *Aha, nichts hat sich verändert. Doch wenn mein Bruder ins Internat darf, dann will ich auch unbedingt dorthin. Dann ist das wahrscheinlich das Bessere.*

Mit neun Jahren kam ich dann auf ein katholisches Mädcheninternat. *Jetzt bekomme ich das, was mein Bruder hat*, dachte ich. Eine tolle Ausbildung und eine neue Familie. Schließlich wohnt man dort zusammen. Sicher wird es immer jemanden geben, der auf mich aufpasst. Ich werde nicht mehr allein sein. Ich war hoffnungsfroh. Alles würde gut werden. Daher protestierte ich auch nicht, als meine Mutter sagte: „Ab September gehst du in Wien aufs Internat.“ Ich machte einen Luftsprung.

Mein Bruder war sehr schlecht in der Schule. Also nahm ich mir vor, bessere Noten zu bekommen. Lauter Einser. Meine Eltern würden stolz auf mich sein.

Meine Mutter kaufte mir die Schuluniform. Ich hatte mich auch schon ein wenig vorbereitet. Kinderbücher, die in einem Internat spielten, verschlang ich regelrecht. Deshalb war mir klar, dass ich in Wien auch eine beste Freundin finden würde. So war das immer in den Geschichten. Nicht, dass ich bis dahin keine Freundin gehabt hätte. Aber ich durfte kaum jemanden mit nach Hause bringen. Daher dachte ich, dass meine neuen Freundschaften viel enger werden würden. Ich stellte mir das Internatsleben sehr romantisch vor. Ganz viele Freundinnen, nette Klosterschwestern, man wohnt in einem Schlafsaal und ist nie mehr einsam. Ein Traum.

Ich packte nur sehr wenige persönliche Dinge ein. Aus rein praktischen Gründen. Schließlich würde ich ja nur einen Schrank zur Verfügung haben. Zahnbürste, ein paar Kleider und natürlich die Schuluniform. Dann stiegen wir in den weißen Mercedes meines Vaters, und los ging die Fahrt in eine neue Welt. Ein neues Leben.

Ich erinnere mich, dass die Begrüßung mit den Nonnen und meinen Eltern sehr sachlich ablief. *Das ist unsere Tochter, die übergeben wir Ihnen hiermit. Herzlichen Dank und Auf Wiedersehen.*

Wir wurden in Gruppen eingeteilt und Schwester Brigitte stellte sich vor. Sie war die für uns zuständige Nonne. Dünn, streng zurückgekämmtes Haar, gebeugte Haltung, schmaler Mund und sehr unreine Haut. Ihre Einweisung war kurz und knapp. *Hier ist dein Bett. Hier ist dein Nachtkästchen, dein Kleiderschrank. Die Duschen sind den Gang hinunter.* Das war's.

Den Putzraum hingegen stellte uns Schwester Brigitte in allen Einzelheiten vor. Sie nahm sich viel Zeit dafür. Die Nonne erklärte, dass die Aufgaben im Internat auf die Schüler verteilt wurden. Es gab diesen Putzraum, eine Putzabteilung, die Putzmittel und die Putzliste. Der Geruch des Putzraumes hat sich bis heute bei mir eingebrannt. Die Putzliste war eine Art Rad. Die einzelnen Abschnitte standen für die verschiedenen Putzgruppen, Zeiten und Putzabschnitte. Das Treppenhaus, die Studiensäle, die Waschräume. Einmal in der Woche wurde das Rad weitergedreht.

Unser Gruppenzimmer war schlicht eingerichtet. Persönliches durfte nicht aufgehängt werden. Das versteckten wir in unseren Betten, Schränken oder unseren Mänteln. Ich kam mit Claudia aus dem Burgenland auf ein Zimmer. Im Laufe der Zeit wurden wir enge Freundinnen und Vertraute. Anfangs weinten noch sehr viele Mädchen vor Heimweh. Später wegen ganz anderer Dinge. Wenn auch mir das Herz schwer wurde, dachte ich: *Ich halt das alles durch. Mein Bruder hält das schon vier Jahre durch. Ich werde nicht weinen. Ich werde hier nicht weggehen, egal, was passiert.* Natürlich wollte ich vor allem meinen Eltern beweisen, wie stark ich war.

Das Internat mit der Schule war ein sehr altes Gebäude mit einem Park und einer hohen Mauer rundherum. Wir Mädchen nannten sie schnell die *Gefängnismauer*. Kein Rein-, und noch wichtiger, kein Rauskommen. Das Internat selbst war überraschend modern. Die Räume waren niedrig und wir hatten – im Gegensatz zu dem Internat meines Bruders – warmes Wasser.

Morgens läutete uns eine Glocke sehr früh aus dem Schlaf. Vier Minuten später wurde kontrolliert, ob wirklich alle aufgestanden waren. Wer sich noch im Bett verkroch, wurde am nächsten Morgen früher geweckt. Im Frühstückssaal ging es zu wie beim Militär. Eine Nonne gab den Befehl, wann wir uns setzen durften. Alles wurde mit eiserner Disziplin geregelt. Ein kurzes Gebet, essen, abräumen und danach in der Gruppe zum Gottesdienst. Die Messe dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Ich fand sie anfangs schön. Wir sangen ein paar Lieder, dann marschierten wir um acht Uhr in die Klassenräume.

Heimlich nahm ich mir einmal aus der Kapelle ein Heiligenbildchen mit und klebte es in mein Nachtkästchen. Ich brauchte jemanden, der mich beschützte. Die Disziplin und Strenge der Nonnen, der strikt geregelte Tagesablauf und die ständigen Putzkontrollen machten mir Angst. Dreimal in der Woche gab es Putzkontrollen. Schwester Brigitte marschierte die Putzabschnitte ab und wischte mit dem Finger über die Regale. Ihrem prüfenden Blick entging nicht, wo schlampig geputzt wurde. Fand sich ein Krümchen Staub, musste man die kommende Woche doppelten Putzdienst schieben.

Die Lehrkräfte waren gemischt, also nicht nur Klosterschwestern, sondern auch weltliche Lehrerinnen. Die Lateinprofessorin war auch Archäologin und meine Lieblingslehrerin. Allein wegen ihr wollte ich acht Jahre lang Latein lernen, und zwar richtig gut.

Unsere Klassen waren ebenfalls gemischt. Mindestens die Hälfte der Mädchen lebte außerhalb bei ihren Eltern. Relativ schnell bildeten sich zwei Gruppen. *Draußen* und *drinnen*. Unter uns drin-

nen lebten viele im Internat, um eine *gute Erziehung* zu erhalten. Oder weil die Eltern so erfolgreich waren, dass sie für die Erziehung ihrer Kinder keine Zeit hatten. Genau wie bei meinem großen Vorbild, der Schauspielerin Romy Schneider. Deren Eltern waren berühmte Schauspieler und sie wuchs ebenso im Internat auf.

Das Schönste für mich in dem tristen Alltag war, wenn mich eine Schulfreundin über Mittag mit zu sich nach Hause nahm. Was für ein Privileg. Bei Greta, ihren Eltern und den zwei Geschwistern beobachtete ich, wie Familie sein könnte. Miteinander über den Tag plaudern, spielen, singen. Das wollte ich eines Tages auch haben. Nach und nach beneidete ich die Mädchen von *draußen* immer mehr. Für sie endete der Schultag um zwei Uhr. Wir traten dann an zum Mittagessen, hatten eine halbe Stunde Pause und danach ging es ab in den Studiersaal.

Der Studiersaal war ein einschüchternd großer Raum. Eine Nonne saß vorn am Pult und hatte immer ein Auge auf uns. Ab und an erhob sie sich und ging durch die Reihen. Sie kontrollierte, ob wir auch schön studierten. Instinktiv zog ich jedes Mal meinen Kopf tiefer zwischen die Schultern.

Um sechs Uhr war Antreten zum Abendessen. Um acht Uhr abends ging das Licht aus. Im Internat konnte ich noch schlechter einschlafen. Um mir die Zeit zu vertreiben, entwickelte ich wieder verschiedene Strategien. Sprechen war ja verboten. Aber ich wusste, wann die Nonne ihren Kontrollgang machte und wann sie weit weg war von unserem Zimmer. Wenn die Luft rein war, flüsterte ich rüber zum Bett von Claudia: „Claudia, schläfst du schon?“ Das ging nur sehr begrenzt. Wer erwischt wurde, musste im Studiersaal schlafen.

Bei meinem ersten Mal hatte ich die Nonne nicht bemerkt. Ich plauderte im Flüsterton mit Claudia über den Tag. Plötzlich stand sie neben meinem Bett. Die Nonne sprach mich stets nur mit meinem Familiennamen an.

„Du schon wieder! Jetzt reicht es. Nimm dein Bett und geh.“ Mit strengem Blick wies Schwester Brigitte mit ihrem ausgestreckten Zeigefinger hinaus auf den dunklen Flur. Ich verstand zunächst nicht und schaute sie fragend an. *Nimm dein Bett und geh.* Diesen Bibelvers kannte ich aus dem Religionsunterricht. Jesus hatte einen Gelähmten geheilt. *Was kommt jetzt?*, dachte ich erschrocken. Ich wusste überhaupt nicht, was sie von mir wollte.

„Nimm dein Bett und geh!“, zischte sie. „Du schläfst heute Nacht im Studiersaal. Allein.“ Ungehalten zog mir die Nonne mein Bettzeug weg und drückte mir Decke und Kissen in den Arm.

„Los, komm jetzt!“

Wir gingen einen Stock tiefer in den Studiersaal. Es war äußerst unangenehm und kalt. „Gute Nacht“, sagte sie und zog die Tür hinter sich zu. Fassungslos startete ich in die Dunkelheit. Was? Hier soll ich heute schlafen? Verängstigt breitete ich auf dem kalten Boden meine Decke aus. Dann betete ich das *Vaterunser* und das *Rosenkranzgebet*. Doch in jener Nacht im Studiersaal durchfuhr mich zum ersten Mal ein Gedanke: *Wenn Jesus zu mir sagt, nimm dein Bett und geh, dann meint er es eigentlich nicht gut mit mir.* Und ich dachte auch, dass die Nonne sicherlich nicht strenger sein konnte als Gott. Also musste es bei Gott noch viel schlimmer sein? Noch viel schlimmer!

Mit meiner kindlichen Logik suchte ich einen Ausweg. Ich fand ihn: Bei Gott gab es ja auch noch Maria und all die Heiligen. Sie würden mich verstehen, denn sie waren Menschen wie ich. Vor allem Franz von Assisi, der aus einem wohlhabenden Hause stammte und mit Tieren sprechen konnte und mit der Natur. Also klammerte ich mich an sie.

Im Laufe der Zeit fand ich Kraft und Trost auch in Büchern. Die Bibliothek war ein schlichter Raum. Hohe Regale, Bücher hinter Glas: Das war mein Ort. Es gab natürlich nur ausgewählte Bücher, nichts, was auf dem Index der Nonnen stand. Von *Hanni und Nanni* bis hin zu *Erich Fromm*.

[...]

Es gab keine Bezugspersonen oder jemanden, der sich kümmerte. Ich musste in dem System irgendwie überleben trotz der strengen Regeln.

Einige Mädchen aus dem Internat hatten schon versucht, sich umzubringen. Andere flogen von der Schule oder zogen wieder nach Hause. Meine Freundinnen und ich inhalierten Klebstoff. Mit dreizehn fingen wir an. Wir versuchten verschiedene Methoden, wie man sich einfach sedierte. Das ging gut mit Klebstoff, aber auch mit Alkohol, Haschisch, Medikamenten. Irgendwie kamen wir immer an das Zeug. Auf der einen Seite wurden wir von außen zerstört. Um das zu ertragen, fanden wir Wege, die wiederum selbstzerstörerisch waren. Damals sahen wir das natürlich nicht so. Wir probierten aus.

Doch vor allem half mir bei meinem Überlebenskampf meine Mumi. An den Wochenenden war ich häufig bei meiner Großmutter mütterlicherseits. Mumi lebte in der Nähe des Internats. Vier Monate im Jahr verbrachte sie in Italien. *Ozon tanken*, wie man damals sagte. Mumi war der einzige Mensch, der mir in den Jahren im Internat wirklich die Kraft gab durchzuhalten. Sie war mein Schatz, meine Rettung, meine Oase. Meine Eltern besuchten mich kaum im Internat. Die meisten Wochenenden verbrachte ich – auch aufgrund der Nähe – bei Mumi. Ich liebte es, sie zu beobachten. Ich liebte es, wie wir gemeinsame Erinnerungen sammelten.

KAPITEL 9

Ich habe meinen Namen wieder

*Die Kunst des Schauspielers liegt darin,
eine Wahrheit zu enthüllen, nicht sich zu verstellen.*

Max Reinhardt

Wien 1984. Ich sitze auf einer Parkbank direkt vor dem Max-Reinhardt-Seminar, einer der renommiertesten Schauspielschulen Europas. Es ist kühl. Ich drücke mir den Schal fest an den Hals und lege das Anmeldeformular auf den Schoß. Vor ein paar Minuten habe ich es im Sekretariat des Seminars abgeholt. Ein schüchtern wirkender junger Mann hat es mir gegeben. Wahrscheinlich ein Schauspielstudent, der im Büro aushilft. Ich glaube, sein Name war Eric. Rasch fülle ich das Formular aus. Vielleicht sollte man diesen Moment mehr zelebrieren; die Anmeldung bei einem Glas Rotwein in Ruhe ausfüllen. Doch warum? Es heißt zwar, über Gedeih und Verderben eines Bewerbers entscheidet die Jury des Max-Reinhardt-Seminars. Ich sehe das anders. Ich lasse Gott die Weichen stellen. Wenn er es wirklich für mein Leben vorgesehen hat, als Schauspielerin auf der Bühne zu stehen, wird er auch dafür sorgen, dass ich angenommen werde.

Ich greife nach dem ausgefüllten Formular und halte es demonstrativ vor mir hoch. „So, lieber Gott, ich geb das jetzt ab. Die Aufnahmeprüfung machst dann du.“

Das Max-Reinhardt-Seminar brachte Schauspieler hervor, die heute Weltklasse sind. Klaus Maria Brandauer, Christoph Waltz wurden in Wien ausgebildet. Von solch einer Karriere träumen viele. Die Aufnahmeprüfung findet jedes Jahr im Schlosstheater Schönbrunn statt. Es ist ein gnadenloser Wettbewerb. Die Auslese ist hart. Die Nerven der Bewerber liegen in den Tagen der Tests

blank. Jeder hofft, genommen zu werden. Nur wenige werden es tatsächlich schaffen. Von den rund 2 000 Bewerbern meines Durchgangs schaffen es am Ende gerade einmal zwölf. Sie sind die Auserwählten, die sich nach vier Jahren Diplom-Schauspieler nennen dürfen. Nach der Prüfung fließen Sekt und Freudentränen. Doch zuvor Angstschweiß.

Ich übe wochenlang vier Monologe ein. Zwei klassische Stücke, zwei moderne. Da ich überhaupt keine Ahnung von Rollengestaltung, Interpretation und Improvisation habe, gehe ich für ein paar Monate auf eine private Schauspielschule. Ich muss erst einmal lernen, wie ich überhaupt an einen Monolog heranzugehen habe. Mumi übt mit mir die Rollen. Sie ist mein erstes Publikum. Sie spornt mich immer wieder an und achtet besonders auf meine weibliche Ausstrahlung. „Bitteschön, Eva-Maria, halt doch das Kinn ein wenig höher. Vergiss nicht, du musst auch schön aussehen auf der Bühne.“ Für sie habe ich es schon fast geschafft.

Während der Aufnahmeprüfung bin ich nicht Eva-Maria Admiral, sondern eine Nummer. Eine Zahl unter 2 000 Bewerbern. Ob diese Zahl weiterkommt, steht auf den Listen, die nach jeder Runde an eine Tür geklebt werden.

Ruhig, konzentriert, rastlos, nervös, taumelnd vor Glück, unsicher, aufgelöst, schreiend. In den Tagen der Aufnahmeprüfung bin ich all dies. Oft habe ich das Gefühl, dass nur Gott mich durch diese Woche trägt. Immer wieder gehe ich die Monologe durch; auf der Wiese vor dem Theater, auf dem Toilettendeckel, ich lümmle auf dem Boden neben den anderen Bewerbern. Ich laufe auf und ab, reibe meine klammen Hände, klopfe meine Arme ab, um mich aufzuwärmen. Ich atme tief ein und presse die Luft in den Bauch, um die Nervosität abzubauen. Die Luft in den Räumen ist geschwängert von Zigarettenqualm. Obwohl jeder für sich kämpft, gibt es viel Solidarität unter den Kandidaten. Man holt sich Kaffee, unterhält sich über Zukunftsträume, findet die Distanziertheit der Jury, die Unsicherheit quälend. Wir sind Rivalen und

Leidensgenossen. Doch nur zwölf werden am Ende Mitschüler sein.

Ich höre jemanden laut meine Nummer rufen. Nervös greife ich meine Tasche, werfe den Pappbecher in den Mülleimer und gehe in die Garderobe. Dann betrete ich die dunkle Bühne. Die Scheinwerfer blenden mich. Nur schemenhaft nehme ich die Jury im Zuschauerraum wahr. Ich lege los und spiele.

„Vielen Dank“, unterbricht mich eine Männerstimme aus dem Zuschauerraum. Ein Jurymitglied. *Was, jetzt schon? Aber ich hab doch noch gar nicht richtig angefangen. Ich kann es besser, ich brauch noch ein paar Minuten.* All das sage ich natürlich nicht, sondern nicke und verlasse die Bühne. Unsicher, kritisch mit mir selbst.

Ob der Jury mein Auftritt gefallen hat oder nicht, bleibt ungewiss. Doch ich komme weiter. In der ersten Runde spiele ich die ersten beiden Monologe, in der zweiten die nächsten beiden. Dann geht es weiter mit Improvisation, Fantasie und körperlichen Tests, die emotionale Ausdrucksfähigkeit und die Bandbreite werden getestet. Ich muss spielen, mich auf dem Boden rollen, springen, singen, in mich gehen und schließlich der Jury sagen, warum ich Schauspielerin werden möchte. *Warum sollten wir Sie nehmen?* Ja, warum eigentlich? Ich möchte Menschenherzen berühren. Ich will helfen, dass Menschen zurück zur Menschlichkeit finden. Ich will Geschichten erzählen, die Hoffnung bringen, vielleicht sogar Sinn. Ich will mit meiner Kunst Menschen in Kontakt bringen mit ihren Gefühlen, vielleicht sogar ihrer Seele.

Telegramm nach Italien.

Liebe Mumi, geschafft. Am Vormittag von 8 Leuten in die nächste Runde aufgenommen. Am Nachmittag kamen 5 weiter. Ich war unter den Glorreichen. Am Donnerstag in die nächste Runde, voraussichtlich Freitag im Stechen und in der Endentscheidung werden dann zwölf genommen. Ich bin sehr glücklich.

Allerliebste Bussi, Eva-Maria

Ich stehe nicht auf der Liste. In der alles entscheidenden letzten Runde der Aufnahmeprüfung gibt es keine Listen mehr. Die wenigen, die übrig sind, werden von einem Jurymitglied in einen extra Raum gerufen. Obwohl nur noch zu zwölf, wissen wir noch immer nicht, ob es nicht noch eine andere Gruppe aus zwölf Kandidaten gibt. Bin ich dabei?

Ich bin es. Ich habe meinen Namen wieder. Ich bin keine Nummer mehr, sondern Eva-Maria Admiral, Schauspielschülerin am Max-Reinhardt-Seminar in Wien. Als der Juror uns mitteilt: „Ich freue mich, Sie zur Schauspielausbildung begrüßen zu dürfen“, bricht Jubel aus. Ich schreie vor Glück. Ich weine. Will Gott also wirklich, dass ich Schauspielerin werde? Meinen Lieblingsberuf ergreife? Hat er eine Zukunft für mich in diesem Beruf? Ich kann es nicht begreifen. Sie haben mich genommen! Wieso mich? Sie haben sich für mich entschieden! Und das unter so viel anderen, besseren, schöneren Menschen.

Ich kann mein Glück kaum fassen. Wir liegen uns in den Armen, kreischen uns an, lachen und weinen. Ich habe bis zuletzt nicht geglaubt, genommen zu werden. Da waren so viele Talente. Sie haben großartig gespielt. Manchmal dachte ich, was brauchen die noch eine Ausbildung? Ich habe an mir gezweifelt, nur das Unfertige gesehen. Als die befreienden Worte gesagt waren, rennen wir nach draußen. Ältere Semester schütteln bereits Sektflaschen. Wir weinen vor Freude, vor Erlösung.

